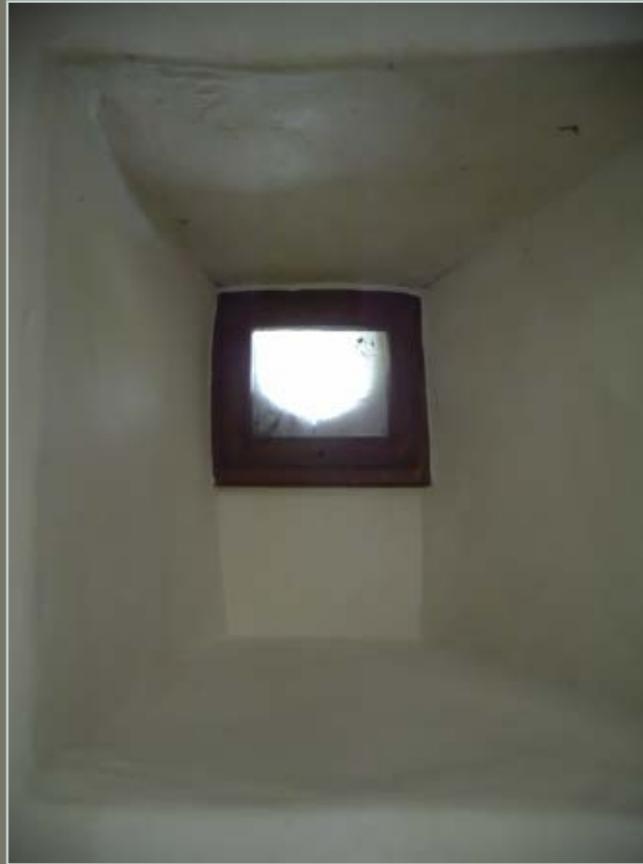


Irrlichter | Schein oder Sein



Torhaus Rombergpark

Torhaus Rombergpark

Städtische Galerie Dortmund
Ausstellung vom
3. bis 24. Juli 2016

Werkeinführung-Vernissage am 03.07.2016
Dr. Werner Köster

Öffnungszeiten:
dienstags bis samstags: 14.00 - 18.00 Uhr
sonntags und feiertags: 10.00 - 18.00 Uhr
Eintritt frei

Veranstalter:
Kulturbüro Stadt Dortmund



Werner Köster

Vernissage „Irrlichter“, Torhaus Rombergpark, Dortmund, 3. Juli 2016

Guten Morgen,

ich begrüße Sie herzlich zu der Ausstellung „Irrlichter“, zu der ein paar einleitende Bemerkungen zu machen, ich die Aufgabe übernommen habe.

Wie kommentiere ich eine Sammelausstellung mit derart zahlreichen Künstlern, wenn ich nicht davon ausgehen kann, dass der Einheitspunkt ohne Weiteres in einer Motivvorgabe gefunden werden kann? Denn davon kann man offenbar unter Bedingungen moderner Kunst nicht mehr ausgehen. Vor – sagen wir – etwa dreihundert Jahren, als das Torhaus, heute dieser wunderschöne Ausstellungsort, erbaut wurde, wäre das noch einfacher gewesen. Vormoderne Auftragskunst war leicht zu kommentieren. Moderne Kunst – auch wenn sie in anderer Form, wie hier, einem gemeinsamen Auftrag folgt, besser vielleicht einem gemeinsamen Impuls verpflichtet ist – muss wohl auf moderne Weise kommentiert werden.

Kunst dominant von Thema und Motiv her zu kommentieren – zu interpretieren womöglich – ist problematisch geworden. „Spätestens um 1900 [waren] die überhaupt erreichbaren Sujets durchgespielt, zum Teil seit Jahrhunderten“, so schrieb Arnold Gehlen 1960 in seiner „Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei“. Alle „thematischen Möglichkeiten“ seien „schlechterdings erschöpft“, die „Suche nach dem sujetmäßig Neuartigen bekam schon etwas Mühseliges.“ Indem die moderne Kunst abgekoppelt wurde von der Nachahmung – wie man einer antiken Tradition folgend auch sagte – von der „Mimesis“ (des bereits ohne Kunst vorhandenen Schönen), abgekoppelt wurde auch vom Kriterium der Beherrschung handwerklich–technischer Standards der Bild– oder Kunsterzeugung, ist jeder Kunst–Kommentierer in einer prekären Lage.

Den Künstlern kann man es ohnehin schwer recht machen. Die darstellenden Künstler arbeiten in der Regel nicht primär mit dem Material „Wort“. Wenn sie ihre Werke selbst kommentieren, womöglich sogar interpretieren, sind sie im besten Falle Doppelbegabungen und vermögen darstellend und sprechend, sich mitteilend, zu überzeugen. Auf jeden Fall muss aber der Kommentator moderner Kunst von der

Unvergleichbarkeit von Bild und sprachlicher Mitteilung ausgehen. In keinem Fall hat der Künstler selbst das letzte Wort. Ich kann mich auf eine der Künstlerinnen berufen. In der Tat hat Petra Eick, deren Bilder Sie hier sehen, Recht, wenn sie sagt – ich zitiere –, dass „weder der Betrachter noch der Künstler selbst das Werk je vollständig versteht, sondern immer wieder in die Irre geleitet wird. Nur so bleibt der Antrieb, sich immer wieder mit dem Kunstgebilde auseinanderzusetzen.“

Wenn diese Bemühung dem Begriff der Auseinandersetzung gerecht werden soll, dann wird jeder Kunstkommentar zur diskursiven, sprachlich zergliedernden Anstrengung werden müssen. Manche empfinden das als Zumutung. Und beharren darauf, dass der Gehalt eines Kunstwerkes immer sprachjenseitig bleiben muss. In diesem Sinne ist alle Kunst dann – Mystik. Die moderne Ästhetik hat das schon früh gewusst. So schrieb der romantische Kunstkritiker Friedrich Schlegel: „Wenn manche mystische Kunstliebhaber, welche jede Kritik [„Kritik“ heißt hier: Kommentar] für Zergliederung und jede Zergliederung für Zerstörung des Genusses halten, konsequent dächten: so wäre potztausend das beste Kunsturteil über das würdigste Werk. Auch gibts Kritiken, die nichts mehr sagen, nur viel weitläufiger.“

Nun - ich will schon mehr sagen als „potztausend“. Sie als Besucher dürfen sich damit begnügen, sie müssen nicht zergliedern und versprachlichen, sie können einfach genießen und „potztausend“ ausrufen. Die Künstlerinnen und Künstler werden es Ihnen sicher danken, dass Sie beeindruckt sind. Ich muss wohl in meiner Auseinandersetzung noch einmal auf sprachliche Distanz gehen.

Der Ausgangsimpuls war sprachlich. Gewissermaßen ein Motto, das auch der Ausstellung den Titel gibt:

Irrlichter – Schein oder Sein

Es lohnt, das Motto der Ausstellung, auch wenn es nach dem bisher Gesagten natürlich keine strenge Motivvorgabe ist, ein wenig zu erläutern und zu zergliedern. Es schien mir beim Betrachten der Bilder, beim Lesen der Künstlerselbstkommentare und der Werktitel, dass eine Art Matrix sichtbar wird, ein Grundgerüst von Bezugspunkten, wenn nicht Gemeinsamkeiten. Im „Irrlicht“ kommen Sinnbestände zu Wort,

über die niemand rein subjektiv verfügen kann, derart traditionsbildend sind sie geworden. Das wähle ich zu meinem Ausgangspunkt, zu meiner Perspektive der Kommentierung.

Ein Irrlicht ist zunächst ein physikalisches Phänomen, ein Lichtphänomen, zu dessen Erklärung auf entflammte Gase oder andere natürliche Formen des Leuchtens, wie etwa auch bei Glühwürmchen, zurückgegriffen wird. In der bildenden Kunst ist auffälligerweise das Motiv nicht oft vertreten. Ein Bild von Carl Spitzweg, das ein entsprechendes Licht in einer Moorlandschaft zeigt, bildet eine prominente Ausnahme. Dennoch hat sich aber stets die Fantasie an dem Phänomen entzündet. Allerdings hat das eher in sprachlichen Künsten und in gedanklichen Konzepten seinen Niederschlag gefunden. Die Volksmythologien, Märchen, Sagen und Legenden sind voll von Gestaltungen des Phänomens, die zumeist das Unheimliche streifen. – Nicht auf diese will ich zurückgreifen. Denn ich halte sie für abgeleitete, späte, in der Romantik kulminierende kulturelle Muster. Wichtiger erscheint mir, dass das Irrlicht von vornherein eingebettet ist in eine sehr alte und grundlegende Metaphorik unserer Kultur. Damit ist – cum grano salis – die Kultur der westlichen, auf die griechische Antike zurückgehenden Welt gemeint. Will man das erkunden, muss man sich an Begriffen und Konzepten, weniger an Wortlaut und Etymologie orientieren.

Im „Irrlicht“ – und im „Irrlichtern“ – kreuzen sich die Traditionslinien absoluter Metaphern und Metaphernfelder. Zunächst das gesamte Feld des Lichtes – und des Sehens. In enger Verbindung damit die Metapher des Scheinens. Im Kontrast von „Sein und Schein“ steht sie nicht nur an der Wiege dieser Ausstellung, sondern schon an der Wiege der westlichen Philosophie und ihrer Begründung der Vernunft. Abgeleitet davon das Bedeutungsfeld des Feuers, das dem Titel der Ausstellung insofern implizit ist, als in der lateinischen Tradition das Irrlicht als „ignis fatuus“ – (deutsch) als Narrenfeuer – figuriert. Hier taucht die Vernunft noch einmal, nämlich in ihrer negierten Form als Narrheit, auf, die erst spät in der Neuzeit vom Wahnsinn zur Krankheit mutiert.

Wenn ich so rede, ist bereits aus dem physikalischen, dem Außen von Natur, Materialität und Leiblichkeit angehörenden Irrlicht-Phänomen ein dem Inneren, der Seele und der Spiritualität zugehöriges Phänomen

angesprochen. Das wird die Ästhetik der Moderne noch einmal wenden und anwenden. Mit der Problematik des modernen Künstlers, der seinen Künstlerstatus weder durch Nachahmung noch durch technische Perfektion allein mehr rechtfertigen kann, werden nämlich die Motive ein weiteres Mal entfaltet und auf den Künstler als Originalgenie bezogen. (Eine erst der Moderne zugehörige Vorstellung vom Künstler, die heute bisweilen überstrapaziert wird.) Das eigengesetzlich, griechisch: autonom schaffende Originalgenie verleihe durch ein inneres, quasi göttliches Feuer dem Kunstwerk seine Ausdruckskraft.

Damit bin ich nun schon weit gesprungen und muss noch einmal zurücktreten, um den gesamten Komplex zu erläutern – und schließlich auf die Ausstellung zu beziehen.

Zunächst also zum Bedeutungsfeld „Licht und Sehen“. Seit der griechischen Antike wird das sinnliche Sehen zugunsten eines eigentlichen, der Seele vorbehaltenen inneren Sehens abgewertet. Klassisch formuliert ist dies bereits in Platons Höhlengleichnis. Weil das eine der Urszenen, wenn nicht die Urszene aller unserer Lichtsymbolik und zugleich unserer Symbolik des Erkennens ist, kann man das Gleichnis gar nicht oft genug nacherzählen, was hier aber nur in gewagter Verkürzung geschehen soll. Plato imaginiert Gefangene, die in einer dunklen Höhle sitzend nur Schatten sehen, die ihnen, wie in einer frühen Kinoanlage, an die Höhlenwand geworfen erscheinen. Dieses Lichtphänomen, d.h. das Sehen der Schatten, steht für das sinnliche Erkennen, den sinnlichen Zugang zur Welt insgesamt – und ihn verwirft Plato! Erst derjenige erkenne in Wahrheit – und die Wahrheit –, der sich frei macht, der sich auf den Weg macht, die Höhle verlässt und ans Licht der Sonne aufsteigt. Hier finde er die Wahrheit in den abstrakten Ideen selbst. Er „sehe“ dann nicht mehr nur schöne Dinge, sondern das Schöne selbst, er erkennt bei Plato nicht mehr nur gute Handlungen, sondern das Gute selbst.

Demnach ist die Verbindung des Visuellen mit dem Erkennen ambivalent. Einerseits verweisen – bis heute und in vielen Sprachen – zahlreiche Ausdrücke, die das Feld der Erkenntnis betreffen, auf das Sehen. Der Ausdruck „Theorie“ bedeutet „Schau“, wir sprechen von Einsicht und Evidenz (von lateinisch: e–videre: „Heraussicht“), d.h. etwas leuchtet uns ein. Das unaufgeklärt unwissende Mittelalter gilt im

Stereotyp als dunkel, die Aufklärung bringe das helle Licht der Vernunft. In manchen Sprachen heißt die Epoche der Aufklärung einfach „Licht“. Andererseits geht das westliche Denken mit einem Misstrauen gegen den Augenschein und die unmittelbar erkennbare, sichtbare Oberfläche der Dinge einher. Platons Höhlengleichnis setzt das, was wir sehen können, „die durch das Gesicht uns erscheinende Region der Wohnung im Gefängnisse“ gleich (Plato: Politeia, 7. Buch). Nicht selten wird der wahre Seher als blind vorgestellt. Um das wahre Sein zu erkennen, sollen wir uns demnach von der sichtbaren, überhaupt der sinnlichen Welt abwenden. Sonst gingen wir in die Irre.

Das Sehen, die Orientierung an einem Licht dient einer Praxis, einem Handeln, das metaphorisch als Weg anschaulich wird. Die Kombination des Metaphernfeldes von Licht und Sehen mit der Metapher des Weges verweist unmittelbar auf die Vorgeschichte des Mottos dieser Ausstellung. Insofern nämlich das Irrlicht jenseits der rein ästhetischen Faszination praktisch auf den Irrweg leitet, es ist ein Phänomen aus der Welt der Täuschungen und Vorspiegelungen.

Die Unterscheidung von (wahrem) Sein und (bloßem) Schein folgt als Konsequenz aus der Vorstellung von Wahrheit als Augenscheinlichkeit. Damit wäre ich beim Untertitel des Mottos dieser Ausstellung angelangt. Denn auch der Gegensatz von Schein und Sein findet hier seinen metapherngeschichtlichen Ort. Nur wer mit dem Auge der Seele sieht, findet den richtigen Weg, so will es eine wirkungsmächtige Tradition. Im „Irrlicht“ und im „Irrlichtern“ liege die Verfehlung des Erkennens. Darin ist die ganze begriffliche und metaphorische Anlage, die ich vorgestellt habe, implizit wirksam. Die Moderne, am stärksten wohl die Romantik, kann allerdings vor dem Hintergrund gewachsener Sicherheiten von Erkenntnis und Lebensführung das Irrlicht als harmloseren Grusel künstlerisch gestalten, so harmlos immerhin, dass man sich daran erbaut.

Anders noch bei Gryphius, der am Ende des 17. Jahrhunderts, auch aus der Erfahrung katastrophischer Kriege, dichtet:
„ein irrlicht ists was euch, o sterbliche! verführet,
ein thöricht rasen, das den sinn berührt.“
Die Kriegserfahrung spiegelt sich im Hinweis auf das „rasen“. In der Verbindung von „sinn“ – gemeint ist Sinnlichkeit – und dem täuschenden

Irrlicht spricht noch die Gedankenwelt des Mittelalters. Der christliche Gegensatz von göttlicher, spiritueller, idealer, ewiger – und materieller, leiblicher, sinnlicher, vergänglicher Sphäre war unmittelbar aus der Platonischen Philosophie hervorgegangen. - Erst mit der Aufwertung von sinnlicher Erfahrung, sinnlicher Schönheit und Materialität, ohne die keine moderne Kunst hätte entstehen können (!), wenden sich noch einmal die Metaphernverhältnisse. Als Feuer tritt, wie gesagt, das Licht seinen Weg in das Innere, in den schöpferischen Künstler selbst an.

Der Philosoph Hans Blumenberg hat für diesen ganzen Komplex von einer sogenannten „absoluten Metaphorik“ gesprochen. „Absolut“ deshalb, weil man diese Metaphernkomplexe nicht ohne Weiteres in rein begriffliche Aussagen überführen kann. Vielmehr seien diese Metaphern unhintergehbare. Sie durchzögen und prägten unser ganzes Denken. Ich gebe ihm Recht. Es sind Metaphern, in denen wir gewissermaßen leben. Sicherlich ist das eine Eigenschaft, die sie als Quelle freier künstlerischer Inspiration, als Impulsgeber besonders geeignet macht.

So ist es kein Wunder, dass zahlreiche Elemente der im Schnelldurchgang vorgetragenen Bedeutungsfelder in den Überlegungen und Selbstkommentaren der Künstler, zum Teil schon in den Titeln der Werke, auftauchen.

Ich bringe überleitend das Gedicht, das Achim Farys, einer der ausgestellten Künstler, verfasst hat:

„Irrlichternd
durch dunkle Unruh.
Suchen nach dem eignen Sein,
scheinbar Licht blendet
aus Gruben –
irrend, klirrend auf und ab.
Nur Gewissheit um das Schöne,
lässt uns hoffend weitersuchen.“

Das Gedicht führt ver-dichtet die meisten eingeführten Motive vor. Und ich denke, Sie sehen nun, wie deutlich das an die Werke heranzuführen vermag. Übrigens hatte Jacob Burckhardt, einer der Klassiker, wenn nicht Begründer moderner Kultur- und Kunstgeschichte im 19.

Jahrhundert schon vermutet, dass Plato zu seinem Höhlengleichnis von der Ansicht griechischer Minen und Minenarbeiter angeregt worden ist. Nicht allein können die Gruben in Farys` Gedicht als ein spätes Echo dieser Anekdote gelesen werden. Das Ruhrgebiet als schlechthin der Raum, in dem Minen, Kohle, Montanindustrie wesentliche Momente auch des Kulturellen werden mussten, ist in untergründigen Assoziationen auch in der Ausstellung, auch in den Künstlerselbstkommentaren wahrzunehmen.

Zwischenbemerkung und Bitte um Entschuldigung: Wenn ich nun auf einige Künstler eingehe, auf andere nicht, so ist das allein meinem subjektivem Zugang sowie der zeitlichen Begrenztheit geschuldet.

An Marlies Blauth jedenfalls kann ich nicht vorbeigehen, wenn sie sich selbst als „Ruhrgebietskind“ bezeichnet. Sie arbeitet „mit Kohlestaub“, von dem sie sagt, sie setze ihn „wie eine schroff strukturierte Tinte für Pinselzeichnungen ein.“ Es passt in meine Motiventfaltung einfach zu gut, wie sie den Einsatz der Farbperspektive und das Kohlenstaubgrau ihrer Bilder kommentiert, wie sie ihr Interesse am Abstraktionsprozess – „Wie weit darf die Reduktion von Details gehen, dass ein Bild gerade noch als gegenständlich wahrgenommen wird?“ – thematisiert.

Hat doch schon der Teufel aus Goethes Faust farbsymbolisch höchst widersprüchlich deklamiert, dass Abstraktion von der Farbe weg driftet: „Gau, teurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Baum.“ (Achten Sie also auf das Restgrün in Blauths Bildern.)

Wenn das Grün – gestatten Sie mir die Assoziation, dass dies der Fachausdruck für den Golfplatzrasen ist, der vormals so gar nicht ins Ruhrgebiet gehörte – wenn also das Grün aus Kunstrasen mit Lichteffekten ins Werk gesetzt ist, dann ist Mephistos Grün als vitale Lebenslust sehr verfremdet. Das gibt zu denken. Auch fragt Marika Bergmann, die Künstlerin: „Gibt es eine Kunst neben meiner Natur?“ – und verrückt damit die Ordnung der Dinge im Alltagsverstand, in dem doch die Natur an anderer Stelle im Satz auftauchen müsste: Gibt es eine Natur neben meiner Kunst? – Erst die moderne Kunst, darin ist sie möglicherweise „essentiell kommentarbedürftig“ hat zu einem ihrer Hauptanliegen gemacht, was bis dahin dem Denken selbst vorbehalten war.

Vielleicht ist es unvermeidlich, dass die Kunst dann zum Symbolismus greift, um Denken und Sehen zusammenzuspannen. Der Rost auf der Weltkugel von Anette Göke gehört zur „Skulptur als Symbol“, wie die Künstlerin sagt.

Der Materialität des Industriellen entgegengesetzt sind Werke, die mit organischen Formen – und organologischen Metaphern – arbeiten. Sei es das Wurzelmeer von Susanne Lilienfeld, das eine Traumsequenz als Fotoübermalung präsentiert, oder das organisch Blumenhafte im Bild von Beate Bach, das an den Rändern in geologische Anmutung übergeht. „Emergenz“ hat Bach als einen Titel gewählt, also jene Entstehung einer neuen Ebene des Seins, einer neuen Qualität gegenüber den Elementen, aus denen das Neue zusammengesetzt ist, wie das Lebendige gegenüber dem Anorganischen, das Bewusstsein gegenüber dem Gehirn oder die Gesellschaft gegenüber den Individuen.

Auf die Suche nach „neuen oder anderen Ebenen“ verweisen mehrere Künstler explizit. So etwa Karin Jessen. Auch der Gegensatz von „Innen“ und „Außen“, von Materialität/Körperlichkeit und innerer „Tiefe“ ist mehreren Künstlern in ihren Selbstkommentaren wichtig, so etwa Farys oder Bettina Brökelschen, der es um innere Kämpfe und darin auch um etwas Weghaftes geht. Der Weg in ihrem Bild erscheint als ein Fallen. Von Scheitern spricht sie selbst und dramatisiert gewissermaßen die Irre als Irrweg.

Weghaftigkeit – zum Irrlicht gehört die fehlgeleitete Handlung, der Irrweg – ist vielfach präsent. In den „verschlungenen Pfaden“ von Dorothe Kröger bekommen die Wanderungsbewegungen, die uns in diesen Tagen politisch so beschäftigen, etwas fast Insektenartiges, jedenfalls Natürliches und Schönes.

Wege begegnen uns noch einmal bei Irmtraud Büttner, im Titel „Wohin“ angesprochen. Die Bilder zeigen Wege jenseits der gewohnten Geometrie von Pflasterungen, und doch an sie erinnernd. Mit dem „Fortschritt“ ist das Konzept eines großen Weges der Menschheit angesprochen. Als „große Erzählung“ (Lyotard) ist dies geradezu das Konzept der Moderne schlechthin. Das sei hier nur erwähnt.

Dass Lichter dem modernen Menschen in der U-Bahn scheinen – als

Lampen mit unnatürlich wirkendem Licht, die einen Weg zu weisen womöglich nur scheinen, – so im Werk von Peter Kröker – das ordnet sich wie von selbst in die Motivvorgabe der Ausstellung ein. Sein Irrlicht scheint in diesem Bild als Funke aus dem Körper des Subjekts selbst hervorzuspringen, genauer gesagt, aus dem Handy in seiner Hand, das einen Kurzschluss zum Inneren des Subjekts erzeugt. Wenn man gesellschaftliche, zeitdiagnostische Relevanz in Bildern suchen will – der Kunstmarkt wird es einem leider nicht lohnen – dann wird man hier fündig. In der Hinsicht sticht er in dieser Ausstellung heraus.

Wer die Antwort auf die Frage „Was es ist“, so der Titel eines Werkes von Monika Ihl, im Werk sucht, darf sich offenbar vom Schein des Materials nicht blenden lassen. Hier kontrastiert der Stahlglanz des Karabinerhakens als ready made mit dem Goldglanz des aufgehängten Werkstückes – und relativiert ihn. Wie auch bei Farys das vital und organisch wirkende Rot eines nasenartigen Stachels vom Goldglanz der Skulptur ablenkt.

Ich komme zum Anfang meines Vortrags zurück. Ich habe dort die Unvergleichbarkeit von Sehen und sprachlicher Mitteilung postuliert. Wie der französische Philosoph Michel Foucault es gesagt hat: „Vergeblich spricht man das aus, was man sieht: das, was man sieht, liegt nie in dem, was man sagt; und vergeblich zeigt man durch Bilder, Metaphern, Vergleiche das, was man zu sagen im Begriff ist.“ (Foucault 1966)

Also sehen (!) Sie selber. Dabei wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.
Danke.

„Irrlichternd
durch dunkle Unruh.
Suchen nach dem eignen Sein,
scheinbar‘ Licht blendet
aus Gruben –
irrend, klirrend auf und ab.

Nur Gewissheit um das Schöne,
lässt uns hoffend weitersuchen.“
Achim Farys

15 Positionen Malerei • Grafik • Objekt

Taieb Ayat
Beate Bach
Marika Bergmann
Marlies Blauth
Bettina Brökelschen
Irmtraud Büttner
Karla Christoph
Petra Eick
Achim Farys
Anette Göke
Monika Ihl
Karin Jessen
Dorothe Kröger
Peter Kröker
Susanne Lilienfeldt

Irrlichter- was bedeutet das?

Die etymologische Wort-Bedeutung aus dem 17. Jh. ist „unruhige Bewegung“.

15 Künstler stellen ihre Interpretationen zu diesem Thema vor. Notwendig war eine vorsichtige Annäherung, eine Auseinandersetzung, ein Sichtbar-Machen des Unsichtbaren.

Entstanden ist eine spannende, vielfältige Ausstellung.

Bei aller Verschiedenheit der Exponate gibt es eine Gemeinsamkeit, die zu erkennen ist.

Es ist der persönliche Bezug zum Thema, ein Berührt-Sein, eine Impression. Es ist die spezielle Aussage über Gefühle, welche die Texte mit den Bildern verbindet.

Text: Karin Jessen

Taieb Ayat

www.taieb.de

Ich bin wie ein Kind in seiner Hand
wie eine Feder, von einem Windhauch getragen
Er trägt sieben Monde für mich
in seiner Hand ist ein Strauß voller Lieder



Beate Bach

www.kunstflirt.com/beate-bach

Emergenz. Herausbildung von neuen Eigenschaften
und Strukturen infolge des
Zusammenspiels seiner Elemente.



Marika Bergmann

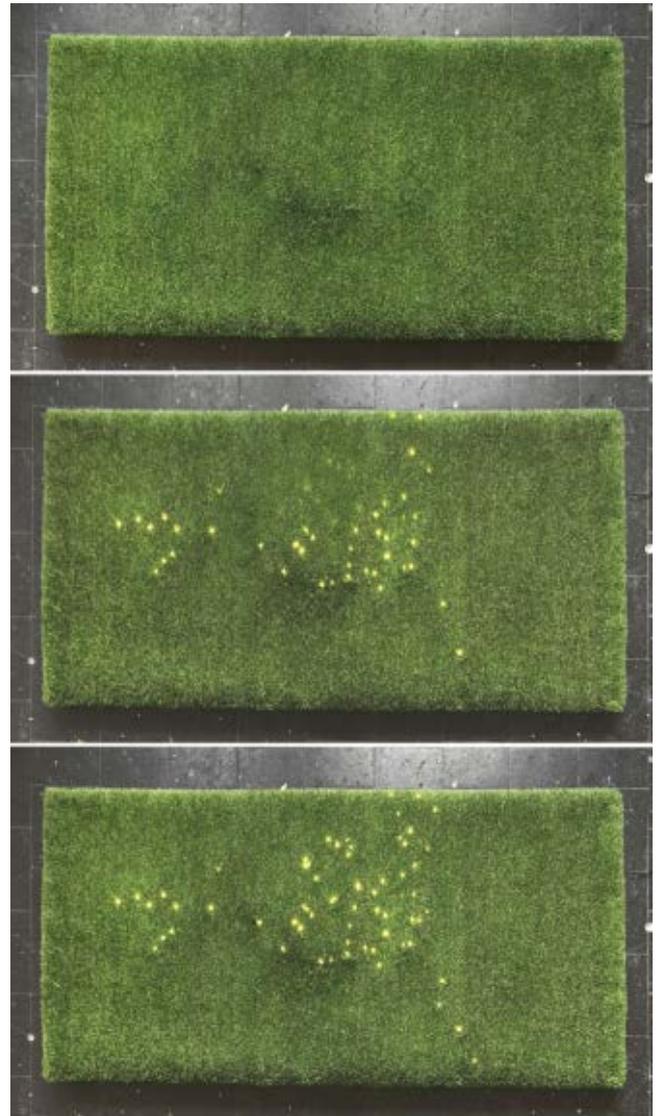
www.marikabergmann.de

Kunstrasenfläche mit Kunstlichtern auf Holz.

Erscheinen. Verweilen. Abschied und Wiederkehr.

Da-Sein im ewigen Strom der Irreführung.

(Verbindet man die Lichtpunkte ... entstehen Bilder – Irrlichterbilder,
die bei jedem Betrachter unterschiedlich sein werden)





Marlies Blauth

www.kunst-marlies-blauth.blogspot.de

Mich interessiert der Abstraktionsprozess: Wie weit darf die Reduktion von Details gehen, dass ein Bild gerade noch als gegenständlich wahrgenommen wird?

Die Farbperspektive als Mittel sowohl der Abstraktion als auch der Andeutung von Raum und Licht ist unerschöpflich; als Beispiel mögen die beiden kleinen Arbeiten dienen.

In jüngster Zeit habe ich begonnen, auch die Farbe zu reduzieren. Als „Ruhrgebietskind“ arbeite ich gern mit Kohlestaub, den ich wie eine schroff strukturierte Tinte für Pinselzeichnungen einsetze.



Bettina Brökelschen

bettina-broekelschen.jimdo.com

"Es geht in meiner Arbeit um die inneren Kämpfe des Schaffens von Sinnvollem und um die Erkenntnis des Scheiterns, um danach wiederum einen Weg zu finden, der richtig erscheint."





Um mich zu überraschen, fotografierte eine Freundin meine Exponate in einer Einzelausstellung. Als sie mir die Fotos gab, entgleisten mir fast die Gesichtszüge. Stürzende Linien, die Exponate abgeschnitten und zerstückelt, der Hintergrund in unsinnigem Gesamtzusammenhang, aber immer, *ich* im Vordergrund, in der Mitte von jedem Foto.

Kaum zu Hause, landeten die Fotos im Papierkorb. Ein nächster Tag, eine neue Sicht der Dinge, eine andere Ebene. Eine besondere Herausforderung zur Neu-Gestaltung.

Ich und Ich, aber camoufliert.

Karin Jessen

www.karin-jessen.de

Irmtraud Büttner

www.she-she.de/html/irmtraut_buttner.html

Wohin führt menschliches Wirken in den Prozessen der Natur?
Es ist ein Vorgang zwischen Fortschritt und Irrweg, zwischen Auflösung
und Neugestaltung, zwischen Schein oder Sein.

Dieses Spannungsfeld wird aufgegriffen und in abstrakter Malweise mit
starken Farbkontrasten in Schwarz und Weiß, einem Liniengerüst und
flächigen Gestaltungselementen auf die Leinwand gebracht.



Karla Christoph

www.karla-christoph.de

Der Kurzfilm zeigt Gräser, die auf einer Straße auftauchen und wieder verschwinden, untermalt von Musik und dem Geräusch fahrender Autos.

Der Film wird in einem digitalen Bilderrahmen in einem Loop gezeigt



Petra Eick

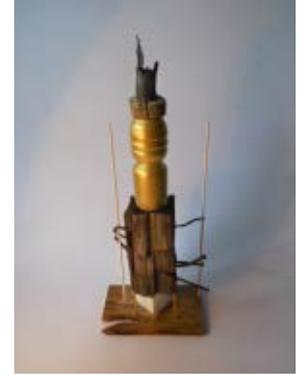
pe.eick@gmail.com

Meine Bilder entstehen im Prozess. Wenn ein Anfang gemacht und eine grobe Komposition vorhanden ist, entwickeln sich Formen, Farben und Ideen geleitet durch Intuition, aber auch durch bewusste kompositorische Eingriffe.

In den vorliegenden Arbeiten sind noch menschliche Körper zu erkennen, jedoch befreit aus Zwängen und vorgegebenen Mustern und ihre Deformation folgt und unterliegt dem bildnerischen Gesamtgefüge.

Letztendlich kann es das Ziel sein, dass weder der Betrachter noch der Künstler das Werk je vollständig versteht, sondern immer wieder in die Irre geleitet wird. Nur so bleibt der Antrieb, sich mit dem Kunstgebilde auseinanderzusetzen.





Ein akribisch arbeitender Künstler mit hoher Schaffenskraft. Seine Arbeiten sind geprägt durch die Symbiose von freier und angewandter Grafik/Malerei/Skulptur. Eines beflügelt das andere. Achim Farys kann auf bisher 41 Jahre Ausstellungstätigkeit zurückblicken – regional, überregional und im europäischen Ausland. Mit Dortmund und Hörde ist er vielfältig verbunden, so z.B. als langjährig aktives Gründungsmitglied des Kulturorts Depot, mit der Archivierung seiner grafischen Arbeiten im Fritz-Hüser-Institut, seiner Einzelausstellung „Fragment Mensch“ im Gebäude der Bezirksverwaltungsstelle Hörde, dem Ankauf von Werken durch die Stadt Dortmund und vieles, vieles mehr.

Achim Farys

www.kulturquartier-hoerde.de/portfolio/achim-farys

Anette Göke

www.anettegoeke.de

Licht-Skulptur: Welt Mensch - das Irrlicht

Meine Skulptur nimmt die Lichter der Welt (Irrlichter) auf und steht als Symbol für die globale Erwärmung und der daraus resultierenden Zerstörung des Lebensraums Erde für Mensch und TIER. Als Opfer habe ich hierbei die Eisbären genommen, deren Schicksal mich besonders berührt. Der Rost steht dabei für die Zerstörung und den Verfall.





Dipl. Designerin Monika Ihl

ihlDesign@aol.com

„was es ist“ und „Status quo“, zwei Arbeiten meines Gesamtkonzeptes
- was zu sehen ist, kennen wir aus unserem alltäglichen Leben -
Losgelöst aus dem angestammten Kontext, mit einer anderen
Oberfläche benötigen wir Zeit, dieses einzuordnen. Es sind bei jedem
unterschiedliche Empfindungen, die einen Prozess von Assoziationen in
Gang setzen. - Ein Impuls zur kritischen Auseinandersetzung-

Dorothe Kröger

www.dorothe-kroeger.de

Inspiriert von unserem Thema „Irrlichter“
sowie früheren Arbeiten in Bezug auf den Klimawandel
und das Problem Migration entstand dieses Bild.





Peter Kröker

www.peka-art.de



Susanne Lilienfeldt

www.lilienfeldt-design.de

Zwei Bilder aus einer kleinen Serie von "Traumsequenzen".
Momentaufnahmen, die sich überlagern und dadurch etwas Neues,
Traumhaftes entstehen lassen.



„Irrlichter“ LES-Finissage – Stimmungsbilder zur Ausstellung in Prosa und Lyrik.

11 Beiträge von 9 Autoren vorgetragen: Susi Eichler, Marika Bergmann, Martina Bracke, Katrin Staudinger, Mareike Löhnert, Harald Bader, André Völkel, Martien Janssen, Michael Blak, (n. a.) Corinna Renner, Gisela Schalk.



Einblicke in die unterschiedlichsten Interpretationen des Gesehenen, als Ergebnis einer einstündigen Schreib-Session in direktem Kontakt mit den 15 Positionen der Ausstellung „Irrlichter“, versetzten die anwesenden Künstler und Besucher in Staunen und bilden einen interessanten Abschluss der Ausstellung.

Vielen Dank den Künstlern und dem Kulturbüro für die Bereitschaft, dieses Schreib-Projekt in die Ausstellung aufzunehmen!

Marika Bergmann
zum Werk von Bettina Brökelschen

Öffne Dich

Öffne Dich
Sieh hin
Gehe zu den Zeichen

Öffnet Mich
Lasst mich raus
Fenster meiner Stadt

Konturen, die loslassen
Begegnung mit der Vielfalt
Zimmerlos ...

Stadt –
Ich greife nach deinen Lichtern
Dort –
Mit verschlossenen Lippen
Schreie ich Deine Bilder

Öffne Dich
Dortmund
Sprich mit mir!

Martina Bracke
zu der Ausstellung allgemein

Irrlichter

Irrlichter leuchten irre. Leiten in die Irre. Irres Licht. Ist das Licht irre?
Oder die, die es ansehen? Verwirrt es den Verstand? Oder erleuchtet es
auf andere Weise? Sehnsucht nach Erleuchtung? Wer hätte diese nicht
gern? Endlose Suche, viele Irrungen, verschlungene Pfade führen in die
Irre, zwittrige Beleuchtung lässt den Pfad nicht erkennen. Bloß kein Tritt
daneben? Angst, den Pfad zu verlieren. Vorsichtig weiter. Schuhe aus
für mehr Gefühl. Erdiger Boden, fest getreten. Ausgetreten. Offenbar
vielfach begangen. Ein Schritt vom Weg, Gras. Weiches Gras. Mit
leuchtenden Punkten. Ausruhen. Ausstrecken. Sterne belauschen. Was
flüstern sie? Schwer zu verstehen, aber es scheint, als solle man
weiterziehen. Seufzend erheben. Suchen. Schauen. Dunkel
durchdringen. Lichtpunkte im Gras. Flackern. Lichtpunkte am Himmel.
Flimmern. Weiter, immer weiter. Weg ins Dunkel. Weg ins Licht. Links,
rechts, geradeaus. Schwanken. Irren. Umkehren? Nein. Abzweig
suchen. Es wird heller, es wird warm. Das Blinde-Kuh-Spiel des Lebens.
Weitergehen, tasten, erleben, leben. Viele Wege, ein einziger Weg.
Wenn das Ziel erreicht ist, wirst du es wissen.

Martina Bracke

zu dem Werk von Achim Farys

Strandfeuer

Für drei Wochen fühle ich mich als Aussteigerin. Meine Zehen spielen mit dem Sand, die Schuhe liegen verlassen im Ferienhaus. Komisch, früher mochte ich Sand nicht. Er ist so schwer wieder abzubekommen. Knirscht und reibt. Aber im Moment gibt er mir das Gefühl von Freiheit. Es ist November, und kaum jemand auf der Insel zu sehen. Der Strand gehört mir allein. Stundenlang kann ich auf das Meer schauen, der Wind zerrt an meinen Haaren. Ab und zu kreischt eine Möwe. Meist richtet sich mein Blick in die Ferne, aber manchmal wandere ich auch am Wassersaum, unbestimmt suchend. Plastikflaschen ärgern mich nur. Muscheln gibt es kaum. Spannender sind die Holzstücke, die vielleicht von weither angespült wurden. Sie in die Hand zu nehmen, ihre Oberfläche zu spüren, ist ein Erlebnis für Städter. Ich kann nicht genug davon bekommen und werde zum Sammlerin.

Abends reihe ich die Fundstücke auf dem Küchentisch auf. Ein herrlicher Anblick. Und schon wieder fahre ich mit den Fingern über das glatt Geschliffene oder das Brüchige. Die einfachen Dinge. Ist es so einfach?

Freitag ziehe ich in den kleinen Ort. Freitag ist der Laden geöffnet. Ein Gemischtwarenladen der alten Sorte. Stundenlang könnte ich wühlen und würde nicht alles entdecken. Ich frage und bin kurz darauf Besitzerin einer Spraydose.

Nach und nach setze ich glänzende Lichter auf das Holz. Eine Kraft geht davon aus. So natürlich und so abgehoben. Erde und Sonne oder Erde und Feuer. Mit meinem Lieblingsstück stelle ich mich ins Meer und halte es in den Wind.

Wasser, Erde, Feuer und Luft – einen Moment lang fühle ich mich eins.

Michael Blak

zu dem Werk von Petra Eick

Schatten

Da ist ein Schatten auf dem Weg. Der Himmel eine graue Melange, und doch ist da ein Schatten wie von Sonnenlicht.

Der Tag ist trostlos. Wie sehr er sich die Sonne herbeisehnt mit ihrem goldenen Strahlen! Sie gäbe der Welt etwas Farbe.

Aber auch Schatten!

Das wiederum ist das Gute an Tagen wie diesem: Wolken vertreiben die Schatten.

Doch nicht hier, nicht heute.

Sein Blick wandert empor und sieht, wie sich die Äste der Bäume ringsum zu einem Netz verwoben haben. Es schwebt über ihm, als wolle es herabstürzen und ihn gefangen nehmen – bis ans Ende seiner Tage. Er ist stehen geblieben, wird ihm nun bewusst, als versperre der Schatten ihm den Weg. Und tatsächlich vermeint er vor sich eine Wand zu spüren: unsichtbar, aber greifbar. Er müsste nur die Hand ausstrecken, dann könnte er sie berühren.

Die Erde ist feucht. Sie klebt an den Stiefeln. Mehr noch: Sie greift nach ihm! Langsam versinken seine Füße im Boden in einem weiteren Versuch, ihn hier festzuhalten.

Der Schatten. Das Netz. Die Wand. Der Sog der Erde.

Er wagt kaum zu atmen.

Erneut huschen seine Augen, suchen nach einem Ausweg jenseits des Pfades, dem er folgt. Da sieht er es, inmitten des Unterholzes: etwas Helles, das sogleich wieder verschwindet, wie die Flecken, die grelles Licht durch die Lieder malt.

Vielleicht ist es auch nur seine Einbildung.

Vielleicht ist es aber auch genau wie damals.

Der Tag war bleiern. Die Erde feucht. Die Äste ein Netz über ihren Köpfen.

„Was ist das?“, fragte sie und deutete vor sich auf den Weg.

Er sah nur Krume und Falllaub. Doch auch er blieb stehen, unwillkürlich ihrem Beispiel folgend. „Was ist da?“

Sie sah ihn an, als wäre er etwas Fremdartiges, das nicht in ihre Welt gehörte. „Ich meine den Schatten!“, erklärte sie. „Woher kommt bei diesem Wetter ein Schatten?“

Nochmals suchten seine Augen den Boden ab, vergeblich.
„Ich kann nicht weitergehen!“ Worte wie ein Hauch. Dann stürmte sie ins Unterholz, plötzlich und unvermittelt, als folge sie einem Ruf.
„Was hast du vor?“, keuchte er.
Sie antwortete: „Da ist etwas!“ Doch es klang nicht wie eine Erklärung.
„Soll ich mitkommen? Du wirst dich verlaufen!“
„Warte auf mich!“ Ihre Stimme klang fern.
Längst hatte sich das Unterholz hinter ihrem Rücken geschlossen wie eine Pforte, und sie war seinen Blicken entzogen.
Auf immer.
All die Jahre, und nun derselbe Wald, dasselbe Wetter, dieselbe feuchte Erde.
Hat auch sie diese Wand gespürt?
Hat auch sie dieses Licht gesehen?
Ihn fröstelt.
Vielleicht wäre es am besten einfach zu gehen.
Doch seine Füße wollen sich nicht rühren: nicht vorwärts, nicht rückwärts.
Da: Wieder dieses Aufblitzen, als husche eine Lichtgestalt zwischen den Farnen umher.

Ich sollte einfach gehen!, denkt er. Da ist keine Wand. Da ist wahrscheinlich auch kein Schatten, und wenn doch, dann ist er nur eine eigenwillige Laune der Natur!

Und er will wirklich gehen, doch er bleibt, wo er ist. Regungslos, als hätte sich das Netz längst über ihn gelegt.
Im Augenwinkel sieht er es wieder und wieder. Wenn man nicht hinschaut, ist es wie ein Wetterleuchten: kurz und grell und lautlos.
Überhaupt ist es still: gespenstisch still. Falls es etwas zu hören gibt, wird es von seinem Atem übertönt.
Wie lange steht er schon hier?
Wie lange stand sie damals an seiner Seite, ohne sich zu rühren?
Ist auch sie hier gefangen gewesen?
Ist sie diesem Licht gefolgt?
Wenn er diesem Licht folgt, folgt er dann ihr?
Ich sollte einfach gehen!, denkt er noch einmal, und tatsächlich bewegen sich seine Beine.
Doch nehmen sie nicht den Pfad. Sie brechen ins Unterholz, auf der

Spur der Lichtgestalt, die erscheint und vergeht, erscheint und vergeht, und sich dabei immer weiter von ihm entfernt.
„Warte auf mich!“
Schneller läuft er, immer schneller.
Er sieht sich nicht um, doch er weiß, dass sich das Unterholz längst hinter ihm geschlossen hat wie eine Pforte.
Weiter, immer weiter!
Schließlich erreicht er eine Lichtung und bleibt keuchend stehen. Die Nacht ist hereingebrochen, und Dunkelheit liegt über dem Wald wie ein schwerer Mantel. Das Licht, das ihn geführt hat, ist verschwunden.
Was nun?, spukt es durch seinen Kopf. Ist alles umsonst gewesen?
Die Zeit gerinnt.
Da bricht durch den Boden, wie ein Schößling, ein Faden von Licht; andere folgen ihm. Sie umtanzen einander in stillem Reigen, wachsen und verbinden sich. Dann nimmt das Licht Form an und wird zu einem Abbild von ihr, nur größer, mächtiger und strahlender.
Tatsächlich! Du bist hier!, denkt er, doch wagt er nicht zu sprechen.
Die Gestalt nickt, als habe sie ihn gehört, und schaut milde auf ihn herab.
Da spricht er: „Wem bist du gefolgt, damals?“
Das Licht in ihren Augen gerinnt zu Stahl. Stille ergießt sich über ihn.
Dann bricht der Schatten ihres Mundes auf, und er schaut in einen Abgrund von loderndem Rot.



Corinna Renner

**zu dem Werk „Die Unerreichbarkeit der Jugend“
von Bettina Brökelschen**

Die Unerreichbarkeit der Jugend (Eine Predigt?!)

Jugend – oft verachtet, oft beneidet.

Die, die sie verachten, sind die, die sie bereits hinter sich haben. Die, die sie furchtbar fanden und sie eigentlich auch heute noch nicht verstehen. Also die ewig Erwachsenen. Sie hatten eine kurze Kindheit und sind dann, vielleicht durch Schicksalsschläge, zu schnell erwachsen geworden. Keine Chance, die Jugendzeit zu erleben, geschweige denn sie zu genießen.

Beneidet wird Jugend von denen, die ihr bereits entwachsen sind, aber immer noch ihr inneres Kind haben. Sie sehen in Jugendlichen nicht nur Chaoten und Hoffnungslose oder die Null-Bock-Generation, sondern sich selbst in früheren Jahren. Verstehen ihre manchmal derben Späße, sehen über Fehler hinweg und helfen, wenn man sie lässt.

Die Jugend wird auch beneidet von denen, die sie noch vor sich haben. Von denen, die mehr dürfen wollen. Kinder, am Anfang ihrer Pubertät, die sehen, was die Älteren alles dürfen und tun. Oder sie sehen, was sie tun, auch wenn sie es nicht dürfen. Aber dass es verboten ist, wissen ja die Kinder nicht. Sie sehen nur das Vorbild. Den größeren Bruder oder die ältere Schwester.

Sie dienen als Idole – unerreicht und anbetungswürdig.

Sie rauchen, sie trinken, sie gehen in die Disco, sie gehen später schlafen oder sie sind ganz generell cooler oder besser als man selbst. Klar gibt es da auch Zoff mit den Eltern. Aber sie stecken nicht mehr alles ein, sondern geben auch mal Kontra. Oder sie brüllen herum und schlagen die Türen hinter sich zu.

WOW, diese ENERGIE!! Dieser Kampfgeist!!

Eltern finden diese Zeit der Rebellion und ständigen Kraftproben anstrengend bis nervenzerfetzend und würden ihre Sprösslinge oft am liebsten zum MOND oder weiter schießen.

Eltern sind froh, wenn diese Zeit vorbei ist. Um dann festzustellen, dass der Übergang vom Kind zum Erwachsenen zwar vollzogen ist, aber nie wirklich abgeschlossen sein wird.

Und ... dass etwas auf der Strecke geblieben ist – unwiderruflich.

Nämlich ihr kleines Mädchen oder ihr kleiner Junge. Keine Küsschen mehr vor dem Ins-Bett-Gehen. Keine freudigen Umarmungen, wenn man sich mal ein paar Stunden nicht gesehen hat.

Mama und Papa, oder besser, die Alten, werden jetzt mit anderen Augen gesehen. Nicht mehr mit der Einstellung: „Sie sind perfekt und werden mich immer beschützen!“, sondern jetzt eher: „Du bist auch nicht fehlerlos! Und du warst als Jugendliche bestimmt genauso schlimm wie ich. Wahrscheinlich schlimmer!“ Als Elternteil kommt man dann ins Grübeln oder versucht sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu erklären. Aber – haben sie nicht Recht?

Und die Jugend selbst? Wie fühlt sie sich, wenn sie mittendrin steckt im „Erwachsen werden“? Sie stellt fest, dass etwas passiert. Für die meisten zu viel auf einmal. Der Körper entwickelt sich, wird fraulicher oder männlicher. Die Hormone spielen verrückt und stellen langsam um von Kind auf Erwachsener. Das muss man erst mal verarbeiten. Plötzlich hängt man irgendwo dazwischen und ist sehr verwirrt. Mama und Papa behandeln dich dann noch wie ein Kind, doch deine Entwicklung eilt voraus, ist schon auf dem Weg zu mehr Wissen und Verständnis. Die Gefühle spielen verrückt, die Gedanken ändern sich. Auf einmal sieht man die Welt mit anderen Augen. Vom Gedanken: „Mein Papa ist der tollste Autofahrer der Welt!“ kommt man an den Punkt, wo sich das ändert zu: „Seit ich selber den Führerschein mache, weiß ich endlich, wie oft Papa die Geschwindigkeiten überschreitet, Regeln verletzt oder Unfällen nur knapp entronnen ist!“

Das Trinken und Betrinken der Eltern auf Geburtstagen oder Schützenfesten sieht man dann entweder nüchtern und findet es eklig und doof, oder man eifert dem nach und wird zum Partylöwen. So oder so: Sie gehen einfach ihren eigenen Weg, entwickeln ihren eigenen Kopf und sind danach eine an ihren Fehlern und Erkenntnissen gereifte Persönlichkeit.

Ich hab' gehört, als Eltern muss man die Pubertät aussitzen! Und als Belohnung bekommt man nachher eine Person zurück, die noch alles Gute der Erziehung von vorher hat, aber trotzdem eine „neue“ Person ist, die man dann erst mal wieder neu kennenlernen muss.

Die Chance für einen Neubeginn! Für beide Seiten.

Die Pubertät ist auch eine Zeit, in der man durch sein Verhalten und seine Entscheidungen die Weichen für die Zukunft stellt. Durch das Lernen in der Schule, das Studieren, einen Beruf erlernen oder durch das Verweigern eben dieser Lebensschablonen!

Warum soll ich denn das machen? Mich stellt doch nachher sowieso keiner ein.

Ja, ja, die Jugend ist Hoffnung und Hoffnungslosigkeit in einem.

Was mache ich, wenn mein Kind nicht den Weg einschlägt, den ich als Besten für ihn oder sie vorgesehen habe? Was ist, wenn mein Kind komplett andere Ideen und Vorstellungen vom Leben hat?

Entweder eine Familie zerbricht daran oder sie geht gemeinsam da durch und später gestärkt daraus hervor.

Jugend – ist für viele ein Trauma:

Pickel, Akne, Zahnsperre, Mobbing. Wehe du, hast die falschen Klamotten, die falschen Freunde, die falschen Sachen oder die falschen Eltern.

Am besten ist ein starkes Selbstbewusstsein. Dann hat man gute Chancen, trotzdem da durchzukommen. Hat man das nicht, kann man auch schon mal untergehen.

Für andere ist die Jugend ein Traum:

Eine Zeit für tolle neue Erfahrungen: Erste Liebe, der erste Kuss, der erste Sex, gebrochenes Herz, verliebt sein. Die erste Beziehung, die erste Zigarette, der erste Kater („Man war das übel!“), Parties, Abenteuer und Super-Urlaube ohne Eltern – geil! Sturmfreie Bude und mal so sein dürfen wie die Eltern. Die Sau rauslassen!

Abfeiern! Abstürzen! ... abgeholt werden. Von den Eltern, die dann den ersten Kater der Kinder mitbekommen. Leiden sie mit? Lächeln sie drüber? Oder gibt es dann richtig Stress? Ich glaube, das ist von Familie zu Familie anders.

Ich kann mich daran erinnern, dass mein Vater sich köstlich amüsiert hat. Er grinste, als ich nach Hause kam. Er wusste ja, was ich noch vor mir hatte.

Die Jugend ist ein Phänomen. Ähnlich wie Kinder müssen sie ihre Fehler machen und danach den Mund abputzen und weiter geht's. Wichtig ist nur, dass sie nicht allein gelassen werden – egal, wie gerne man sie zum Mond schießen möchte.



Susi Eichler

zu dem Werk von Peter Kröker

Dr. Google, zeig' mir den Weg

In der U-Bahn-Station bewegen sich Menschen. Sie achten nicht auf den Weg, sie achten nicht auf andere Menschen. Sie vergessen sich selbst.

Ihr Blick ist auf dieses kleine elektronische Gerät gerichtet, das die Welt beherrscht.

Wie fremde, ferngesteuerte Wesen an einem unsichtbaren Ariadnefaden bewegen sie sich voran.

Sie lesen Informationen, die sie schnell wieder vergessen. Immer aktuell, immer auf dem Laufenden.

„Nichts ist so alt, wie die Nachrichten von gestern“, hieß es früher. Heute erneuern sich die Informationen stündlich.

Nachrichten aus aller Welt. Heute erfahre ich, dass in China ein Sack Reis umfällt.

Was macht es mit unserem Leben?

Unruhen in Amerika sind uns so nah, als wären sie im Nachbarort.

Krisen verunsichern uns. Der DAX steigt oder fällt gerade. Der Goldpreis ist auf einem Jahreshoch. Was bedeutet das für mich?

Viele Verbrechen erfahren wir, die um den Globus jagen.

Angst, ja, Angst steigt in uns hoch. Was heute so alles passiert?

Luxus pur: in der Sonne zu sitzen und sie einfach zu genießen. Die Bienen beobachten, wie sie die Lavendelblüten umkreisen, wie sie in die Rosenblüten krabbeln. Und diesen schönen Moment natürlich fotografieren und an alle Freunde und Freundinnen schicken.

Schließlich sollen sie wissen, dass ich genieße.

Auch eine gute Idee ist, sich selbst zu fotografieren. Selfies in Neu-Deutsch. Früher schrieb man an die Tür vom Bahnhofsklo: ich war auch hier. Heute fotografiert man sich.

Selfie vor dem Petersdom,

Selfie am Strand,

Selfie am Jungfrauenjoch,

Selfie mit einem Promi, den ich treffe.

Das Internet vergisst nichts. Die Ewigkeit hält alles fest. W-LAN überall.

Im Café sitzen, den Wind auf der Haut fühlen, Gegenwart genießen.

Luxus aus vergangener Zeit. Lebensfreude wird uns genommen,

einfach abtauchen in die Gegenwart und diese genießen. Wer gönnt sich das heute?

Die ganz Mutigen machen dann sogar das Smartphone aus.

Mareike Loehnert

zu den Bildern von Marlies Blauth "Landschaften"

Ortswechsel

Das hell leuchtende Grün fließt um meine Füße. Umhüllt sie sanft und streichelt sie ganz zärtlich.

Mit tautropfen-frischen Halmen. Kühl und feucht.

Lebendig und voller Liebe.

Grüngelbe Lichter, die tief in meine Seele dringen und mich retten.

Langsam schreite ich durch verborgene Landschaften.

Ohne Hast, ohne Sinn, ohne Suche. Ganz ruhig.

Nur den Augenblick genießend.

Es ist still. Nur mein eigener Atem klingt in mir.

In immer gleichem Rhythmus. Tief atme ich ein und aus.

In völligem Einklang mit diesem Moment.

Lasse mich zu Boden fallen und sinke in tiefes Moos. Es duftet nach Wald und Erde.

Leichte Rottöne schimmern durch einen verhangenen Himmel.

Warme Lichter blitzen durch die Wolken.

Ein grelles, durchdringendes Geräusch lässt mich plötzlich zusammenfahren.

Eine Autohupe. Nein - ein ganzes Hupkonzert.

Ich öffne mühsam meine Augen und starre auf meine durchlöchernten, schmutzigen Halbschuhe auf staubigem Asphalt.

Ich sitze immer noch hier an der Bushaltestelle.

Ich warte und warte und warte - so wie jeden Tag.

Darauf, dass die Zeit verrinnt.

Darauf, dass es endlich Nacht wird, ich meinen Schlafsack in einen leeren



Hauseingang ziehen und mich verstecken kann.
Endlich unsichtbar werde.
Durch meine halb geöffneten Augen erkenne ich nur Grau in jeder Schattierung.
Grau- und Schwarztöne, die ineinander fließen. Wie eine große, mächtige Wand. Sie will mich erdrücken und kommt immer näher.
Eiskalt. Eine Polarlandschaft.
Das plötzliche Gefühl von Einsamkeit lässt mich erzittern.
Der Lärm der Stadt schreit mich an.
Schreit mir seinen ganzen Frust, seinen ganzen Hass mit voller Aggression ins Gesicht.
Menschen hasten an mir vorbei, aber niemand nimmt den alten Obdachlosen, der auf einer Bank an einer Haltestelle kauert, wahr.
Gut so.
Ich bin ein grauer Stein mitten in einer schwarzen Polarwüste.

Schnell schließe ich wieder die Augen.
In mir dominiert jetzt ein sanfter Stich von warmem Rot die Landschaft.
Hüllt mich ein und umarmt mich.
Heißt mich willkommen.
Wie wohl ich mich fühle. Niemand außer mir ist hier, niemand kennt dieses Versteck.
Fühle mich nicht allein.
Gehöre dazu - lebe vom Licht, von Farben, von ineinander fließenden Formen, die alle gut zu mir sind.

Meine nackten Füße leuchten im Licht fast violett, als ich über einen weichen Waldweg laufe. Leichtfüßig über samtige Erde.
Ich muss lächeln.
Fühle mich jung und frei und beweglich.

Jemand rüttelt an meiner knöchigen Schulter.
"He, Sie! Sie müssen hier weg!"

Ich ignoriere die Stimme und konzentriere mich ganz auf das Licht.
Ich fließe mit den Farben.

Das Rucken an meiner Schulter wird stärker. "Heeee! Sie!"
Ich will nicht zurück. Will meine Welt nicht verlassen, doch ein Stoß in die Seite lässt mich fast von der Bank fallen.
Müde, lustlos und langsam öffne ich das rechte Auge.
Die Farbe Grau erschlägt mich.
Ein Polizist steht vor mir, hab' ich es mir doch gedacht.
Ich höre nicht zu, was er sagt. Er langweilt mich.
Blubbernde Sprechblasen aus seinem Mund.

Erschöpft beuge ich meinen alten, kaputten Rücken, nehme meinen Rucksack, quäle mich mühsam hoch und schlurfe davon.
Schlurfe durch die graue Stadt und sehne mich nach dem Moment, in dem ich meine Augen wieder schließen kann.



Harald Bader

zu dem New-York-Bild von Susanne Lilienfeldt

New York

Die Wolkenkratzer stehen noch, aber die Wolken sind unerbittlich. Zu feuerroten Gewölben rotten sie sich zusammen, legen sich gewaltsam über das Blau, das hier so lange herrschte und nun weichen muss den Mächten des Himmels. Man weiß nicht, ob in den Hochhäusern noch Menschen ihrer Tätigkeit nachgehen, die E-Mails überprüfen, den Browserverlauf löschen, nachdem sie auf den privaten Seiten waren, nach Telefonnummern suchen, weil nicht binnen fünf Minuten eine Antwort eintraf, feststellen, dass kein Kaffee mehr da ist, sich überlegen, was sie Freund und Freundin am Abend nicht erzählen werden, um die Beziehungen nicht zu gefährden, schwer genug ist es in der Großstadt, jemanden zu finden, der es mit einem aushält. Wie man sich selbst ja nur durch Ablenkung erträgt hier in den Jahren, die man den späten Kapitalismus nennt, ohne zu wissen, was danach kommt, die Maschinen vielleicht, die Filme haben es ja angekündigt, die Filme, in denen ein brüchiger Held im Armageddon wenigstens seine Kleinfamilie retten kann, während drumherum das stolze Amerika im Chaos versinkt. Wenn der Gouverneur sagt: Keine Panik!, dann ist das kein Udo-Lindenberg-Zitat, sondern für den Zuschauer das Signal, im Colaschlürfen innezuhalten und das Popcorn langsamer zu kauen, denn jetzt kommt es dicke. Es kann also niemand hinterher sagen, er wäre nicht gewarnt worden.

Vielleicht war das der Sinn all der Endzeitapokalypsen, uns abzustumpfen, damit der Abschied vom nach bisheriger Kenntnis einzigen bewohnbaren Planeten nicht so schwer fällt. Was ist das da oben, das sich da zusammenbraut, fragen welche, und die Bildschirmerfahrenen verweisen auf die Kinostellen, wo es sich so ähnlich abgespielt hat. Ein paar Bibelfeste verweisen auf ihren Erlöser, der das alles schon geahnt hat, als er sagte, und es haben welche aufgezeichnet aus der Erinnerung, vielleicht der eigenen sogar: „Aber zu der Zeit, nach dieser Trübsal, werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen.“ Ja, so ist es, rufen die Bibeltreuen entzückt, denn wie lange nagte der Zweifel an ihnen, ob das wirklich stimmt, was sie gelesen hatten, und wie oft fragten sie sich, ob man

Sonntage nicht hätte besser verbringen können, und ob die Hände nicht auch mal unter die Decke dürfen, auf dem Weg zu sich selbst oder zu schwitzender fremder Haut für drei Mindeststundenlöhne. Selbstbewusste Trinker bleiben in der Bar: Wenn die Woche mit dem Untergang der Welt endet, kann man ruhig noch einen heben, ist jetzt auch egal, sogar durch den Schluss von allem kann man den Alkoholismus besiegen, nehmt das, Beratungsstelle und Telefonseelsorge!

Ein Bibliothekar, der in der Raucherpause den einstürzenden Himmel sieht, ärgert sich über die Mahngebühren, die er nun nicht mehr wird eintreiben können. Er denkt an all die Bücher in den Regalen, die nun für immer ungelesen bleiben werden und jetzt, wo die Temperatur steigt und die Bücher verdampfen werden, alle elektronischen Daten sind bereits geschmolzen, Terabytes verschmoren ungeöffnet, dafür der ganze Aufwand, man hätte Pfortner mit Pornoschwäche werden sollen. Und der Bibliothekar denkt an all die Schriften, in denen das Ende ahnungsvoll beschworen wurde, und nun ist es da, vor dem gebuchten Urlaub in Florida, die Anzahlung kriegt man nie zurück. Dies sind die „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten“, vor denen Goethe die Vereinigten Staaten gewarnt hat, nun werden sie Wirklichkeit. Jugendliche stehlen den Müttern die Küchenmesser, um Zombies zu jagen, doch es kommen keine Zombies, Aliens, Mutanten oder Cyborgs, nur der Himmel senkt sich, ein Farbenspiel wie aus der Palette der Maler um 1500, das Rot wird bräunlich, inzwischen sind alle Geräte verstummt, auch die Menschen. Eine Kapelle spielt Mozarts Requiem, man hatte solange geübt, nun sollen sie endlich zuhören. Götterdämmerung, rufen die Wunschgermanen, doch es sind nicht ihre Götter, die die Welt vollenden, sondern der eine, der die Welt schuf und ein Volk erwählte, wie man hört, wurde es danach ganz schön, wenn auch ungeschichtlich vor Glück und so ganz ohne Angst.

Marika Bergmann
zu dem Werk von Irmtraud Büttner

Ruf aus dem Dunkel

Weiß

Aus dem Dunkel
Trägst Du mich

Transparenzen

In Deiner Drehung und Windung
Bist Du Licht im schwarzen Raum

Gemeinsamkeiten

Gelenkte Wiederkehr
Schwarz

Willst in der Tiefe nur verharren
Dunkel und Grau – so satt vom Licht.

Schattentänze

Träumende bewegte Vielfalt
Melodie der Stille ... Du

Augenblicke

In Splintern der Berührung
Die Trennung lässt mich immer wieder hoffen

Du Weißt ...
Ich brauche Dich

Weiß nicht, was bliebe ... ohne Dich
Weiß Dich
Weiß mich
an Deiner Seite
Weiß um die Schatten von gestern

Irritationen

Weiß auf Schwarz
Schwarz auf Weiß
Schwarz auf Schwarz

Spuren

Weiß
Weiß Dich in MIR
Weiß
Weiß
Weiß
Weiß
Weiß
Weiß
Weiß

Martien Janssen

zu dem Werk „Verschlungene Pfade“ von Dorothe Kröger

Verschlungene Pfade

Als ich geboren wurde, war mein Weg schon vorbestimmt. Ich war weiß, wie meine Brüder und Schwestern. Ich hatte so viele Geschwister, dass ich mich nie alleine fühlen würde, aber, wie sich später herausstellte, umso einsamer, je älter ich wurde.

Mein Vater (oder Mutter, bei uns ist das das Gleiche), also mein Schöpfer, hatte mich aus den feinsten Nano-Materialien aufgebaut, die es gibt, und wie meine Brüder und Schwestern (wie gesagt, unser Geschlecht ist bedeutungslos) war ich voll begeistert über das tiefe Blau der Ozeane, seine Wellen und die gelben Strände, wo sie sich austobten. Anfangs spürte ich in mir keine Richtung, kein Ziel, ich ließ mich einfach treiben, tanzte mit den anderen, hatte meinen Spaß und fühlte mich geborgen in meiner Welt.

Bei uns gibt es weder Tag noch Nacht; Zeit ist Bewegungsabstand geteilt durch Geschwindigkeit, Alter ist die Summe all unserer Erfahrungen. Begegnungen mit anderen sind unsere Schule und Zweck unseres Daseins. Manche Andere, mal doppelt so groß wie ich, dann wieder verschwindend klein, unterscheiden sich in Farbe, Ton und Wirkung. Diese Anderen sind uns vertraut, weil wir alle durch bestimmte Codes und Geruchsnuancen verbunden sind.

Dann kam der Moment unserer Einweihung: wir alle hatten uns schon lange danach gesehnt. Ältere Geschwister hatten mich gewarnt, ich solle auf keinen Fall meinem eigenen Pfad folgen auf meiner Reise, sondern mich nur in der Richtung des Tons bewegen, der mir als Startsignal angespielt wurde. Ich hatte keine Ahnung, was sie damit meinten. Ich wurde mit ungefähr zweitausend anderen in einen großen Raum geführt, wo wir unserem Schöpfer zum zweiten Mal begegneten. „Jetzt ist es so weit“, sprach er, „Jetzt fängt euer neues Leben an und ihr werdet euren Pfad betreten, um zu eurem Ziel zu gelangen“ „Was für ein Ziel?“ dachte ich mir, „Quo vadis, wohin des Weges?“ „Eure Aufgabe ist es, unsere Gemeinschaft zu schützen und zu heilen. Folgt dem Ton und begegnet dem Gegner mit Entschlossenheit, Kraft und Zielstrebigkeit. Lasst ihn nicht entkommen und tötet ihn.“

Mir wurde auf einmal ganz anders. „Töten? Was heißt hier töten? Abmurksen, erstechen, plattmachen, vernichten? Da, wo ihr Menschen

einen Magen habt, wurde es mir ganz übel. Alles drehte sich um mich und ich klammerte mich fest an meinen Nachbarn, dem es auch nicht viel besser ging.

„Habt keine Angst, wenn ihr dem Gegner begegnet“, sprach der Schöpfer, „ihr seid sehr gut ausgerüstet mit euren Waffen, ihr habt eine gute Kondition und ihr seid in der Mehrheit. Dockt euch sofort an, beißt euch fest und spritzt euren Mageninhalt in den Gegner hinein.“ Mir so etwas nur vorzustellen, verursachte schon Panik, und ich guckte um mich herum, wie die anderen reagierten. Die meisten strahlten vor Begeisterung, klatschten ihre Hände fanatisch aufeinander, und fingen an „Sieg Heil“ zu rufen. Waren sie verrückt geworden? Ich musste doch wenigstens wissen, wer unser Gegner denn war, was er uns angetan hatte, oder warum er gefährlich war. Wieso sollte ich, Pazifist seit meiner Geburt, mich so kriegerisch gebärden?

Aber es war zu spät, jemanden zu fragen, und protestieren würde mir auch nicht weiterhelfen. Dann wurde das große Tor geöffnet und der blaue Ozean ergoss sich tosend in den Raum hinein. Ich wurde wie alle anderen mitgerissen und wirbelte kopfüber immer tiefer und tiefer in den Abgrund hinein. Es wurde dunkel, dann pechschwarz, und dann hörte ich den Ton. Erst ganz schwach, dann aber immer lauter und lauter. Einen Sound von Katzengejammer gepaart mit Babygeschrei, ein stumpfes Kratzen wie an einer Schultafel, gebrochenes Glas gemixt mit dem Geräusch der letzten Atmung. Und diesem Ton sollte ich folgen? Dann auf einmal eine ohrenbetäubende große Stille, aus der ein schwaches gelbliches Licht geboren wurde. Vor mir sah ich einen großen, grauen Schatten. Das Ding, dreimal so groß wie ich, drehte sich langsam um seine Achse und tastete mit langen, hässlichen Tentakeln seine Umgebung ab. Neben mir tauchte auf einmal mein Nachbar auf und ich sah, wie er mit allen Armen um die Wette auf das graue Wesen zuruderte, sich festklammerte, seinen Rüssel in das Ungetüm hineinbohrte und dann seinen Mageninhalt hinaus spuckte. Das graue Wesen wird wie eine Ballon aufgeblasen und zerplatzt. Mein Nachbar auch.

Ich drehe mich um und entschieße mich auszusteigen. Ich habe keine Lust mehr, ein weißes Blutkörperchen zu sein.

Marika Bergmann
zu dem Werk von Anette Göke

Wenn das Eis schmilzt

Wenn das Eis schmilzt

Und die Kugel sich zum Himmel streckt

Mit starren Figuren

Und aufgerichteten Schatten

Eisbären auf der Insel

Zwischen uns

Ein Stück Ufer ohne Boden

Das Licht teilt ohne zu halten

Teilen

Schwitzen

Teile

Teilen

Teile

Fließen

Formen suchen Dimension

Wenn das Eis schmilzt

Schmilzt die Zeit

ins Uferlose ...

Wenn das Eis schmilzt

Und die Kugel sich zum Himmel streckt

Mit starren Figuren

Und aufgerichteten Schatten

Eisbären auf der Insel

Zwischen uns

Ein Stück Ufer ohne Boden

Das Licht teilt ohne zu halten

Teilen

Wenn das Eis schmilzt

Und die Kugel sich zum Himmel streckt

Mit starren Figuren

Und aufgerichteten Schatten

Eisbären auf der Insel

Zwischen uns

Katrin Staudinger
zu dem Werk von Marika Bergmann

Schwarze Tonne

Ein Stück Ufer ohne Boden

Das Licht teilt ohne zu halten

Teilen

Wenn das Eis schmilzt

Und die Kugel sich zum Himmel streckt

Mit starren Figuren

Und aufgerichteten Schatten

Eisbären auf der Insel

Zwischen uns

Ein Stück Ufer ohne Boden

Das Licht teilt ohne zu halten

Teilen

Wenn das Eis schmilzt ...

1.000 tote Tauben allein in dieser Woche. Hundert zerquetschte Rehe. 50 plattgefahrene Igel. Wilhelm hat es satt. Blutige Matsche auf dem Fenster, Knochen und Gedärme auf dem Asphalt. Er schabt und kratzt. Der Gestank macht ihm schon lange nichts mehr aus. Riecht wie Blutwurst oder Wildbret. Aber es ist eine elende Plackerei. Jede Woche landen die toten Körper in der Tonne. Da ist nichts mit Tierfriedhof, Beerdigung und einem letzten Gruß an den lieben Hasi. Kadaver kommen in die Tonne. Und woanders will Wilhelm auch nicht hin, wenn er einmal dran ist. Was soll da noch kommen. Wenn Schluss ist, ist Schluss. Engel, Wolkenschlösser oder die lieben Verwandten, die braucht er nicht. Grad die Verwandten nicht. Alles falsche Schlangen und habgierige Affen. Haben ihn ganz schön ausgenommen. Betrogen haben sie ihn. Als Mutter starb. War alles weg. So schnell konnte er nicht gucken, da war die Bude leer. Er kam abends mit blutigem Spaten von der Arbeit, um dann zu erfahren, dass Mutter das Zeitliche gesegnet hatte.

Die Verwandtschaft hatte sich um alles gekümmert. Die Schwestern und der Schwager hatten sich so toll gekümmert, dass die Bude blitzblank war. Fernseher weg, Porzellan weg, Silber weg. Schmuck nicht mehr vorhanden. Aber die Rechnung für die Beerdigung, die hatten sie da gelassen. Er sei ja der Lieblingssohn gewesen und hätte so ein gutes Verhältnis zur Mutter, also wolle er doch bestimmt auch aussuchen, welche Musik gespielt werden soll. Klar, und wer die Musik bestellt, der bezahlt sie auch. Egal, Mutter war es ihm wert. War eine gute Frau, konnte ja auch nichts dafür, dass sie zwei Fehlschläge geboren hatte. Bei Weibern war Wilhelm sowieso vorsichtig, machen nichts als Ärger. Außer Mutter eben.

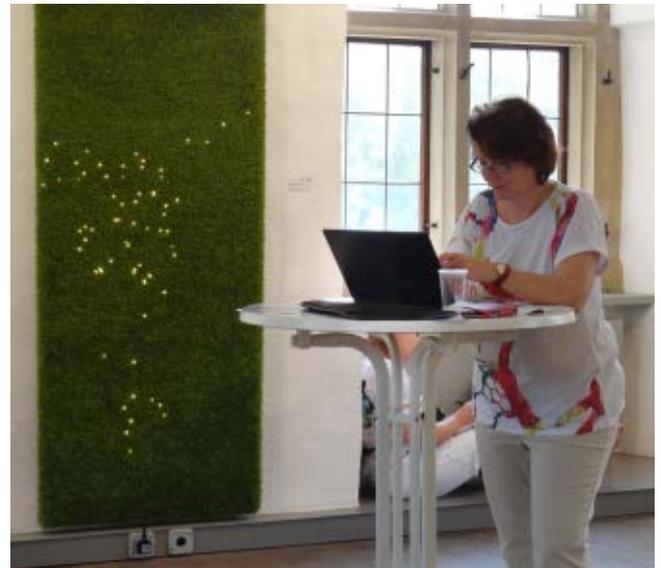
Verdammt, was ist das? Der wird doch nicht? Wilhelm schnappt seinen Spaten und springt ins Unterholz. Die Scheinwerfer rasen vorbei. Schon wieder so ein Idiot mit einer dicken Karre. Hoffe, dem springt mal ein großer Bock vors Auto, denkt Wilhelm, während er sich die Tannennadeln aus den Knien zieht. Diese verdammten Wagen haben

hier auf dem Land doch nichts zu suchen. Weiß doch jeder, dass es Wildwechsel gibt. Warum müssen die Bonzen dann mit hundert Sachen durch den Wald fahren? So viele schöne Tiere hat Wilhelm schon von der Straße gekratzt. So viele stolze Naturgeschöpfe, die mit ihren toten Augen durch seine Träume spuken. Manchmal glaubt er, dass sie das Scheinwerferlicht suchen. Er hat es schon gesehen. Da bleibt eine Rehkuh mitten auf der Straße stehen. Startt fasziniert ins Licht. Fast verzückt. Wie ein dummes Weib. Lassen sich von allem ablenken, was glitzert und glänzt. Wollen rein ins Scheinwerferlicht. Stellen sich auf die Bühne und quäken ein Lied. Meinen, sie werden jetzt berühmt. Und wenn sie berühmt sind, auch reich. Von wegen. Seit zehn Jahren guckt Wilhelm jetzt diesen Mist auf RTL. Reich ist da noch keine geworden. An Erfahrung offenbar auch nicht. Die schleppen sich von einer peinlichen Veranstaltung in die nächste. Aber die Männer sind auch nicht besser. Alle verweichlicht. Da soll mal einer seinen Job machen. Einmal die Matsche vom Asphalt wischen, die Tauben abkratzen. Da sehen sie mal, was Arbeit ist.

Wilhelm legt den Spaten auf den Anhänger und zurrt ihn fest. Die Kadaver liegen in der kleinen schwarzen Tonne. Er steigt aufs Fahrrad. Wie seit 20 Jahren. 20 Jahre ist Wilhelm der Fachmann für Sauberkeit im Straßenverkehr. Seine Kollegen nennen ihn Totengräber. Auch Weicheier. Machen sich in die Hose, wenn sie mal einen Bock von der Straße ziehen sollen. Dann warten Sie lieber auf Wilhelm. Ist schlimm geworden. Diese ganzen Lichter, die hier einfach nicht hingehören. Supermärkte leuchten die ganze Nacht, selbst das Stadion vom Fußballklub Unter-Abach hat jetzt eine Flutlichtanlage. Da hat er schon so einige Flattermänner rausgeholt. Fehlt nur noch, dass sie jetzt auch noch Lampen in den Rasen bauen, treffen das Tor trotzdem nicht, hatte Wilhelm dem Platzwart gesagt. Mutter meinte immer, er hätte einen feinen Sinn für Humor. Der Platzwart meinte das wohl nicht. Hat ihn nur so angeschaut. Als ob er ihn da auf eine ganz doofe Idee gebracht hätte.

Wilhelm fährt zum Betriebshof. Er muss noch die heutige Fuhre in die große schwarze Tonne kippen. Es wird schon langsam dunkel. Das war ein langer Tag. Vielleicht bleibt er noch länger wach. Schaut vielleicht mal nach der ISS heute Nacht. Das ist sein neues Hobby und der einzige Grund, warum er sich doch so ein "Tablett" angeschafft hat. Aber

nicht von dieser amerikanischen Obst-Mafia, die alle deine Daten ausspioniert. Er hat eins von den Japanern genommen. Das sind ehrliche Leute, arbeiten auch hart. Glaubt Wilhelm zumindest. Getroffen hat er noch keinen. Auf dem "Tablett" hat er ein APP, Starwalk heißt die. Die hält man vor den Sternenhimmel und sieht plötzlich alle Sterne, Lichter in der Nacht. Da kann er drauf drücken und dann steht da der Name des Gestirns, die Entfernung, Position. Er kann sich durch Sternbilder bewegen, den Lauf der ISS verfolgen. Ein Traum. Schon als kleiner Junge war er fasziniert von diesen Himmelslichtern. Hatte mit sechs sein erstes Teleskop. Kannte alle Planeten, träumte von fernen Welten. Mit seinem "Tablett" erforscht er jetzt den Weltraum. Macht einen Spaziergang über die Milchstraße. Mit dem Gerät vor der Nase rennt er durch seinen Garten. Die Nachbarn mögen sich wundern über das Licht, dass dort über die Wiese wandert. Die Mücken verfolgen und umschwirren ihn. Einmal streifte eine Eule seinen Kopf. Manchmal fragt er sich, ob es nicht schöner war, als er noch nicht jeden Stern bei seinem Name kannte. Nicht zu wissen, wie viele Militärsatelliten um die Erde schwirren. Aber die Technik ermöglicht ihm einen Blick in die Natur, den er wohl nur als Astronaut erlangt hätte. Und Wilhelm ist alles andere als das. Er ist nur der Totengräber, der die verirrt und geblendeten Naturgeschöpfe von der Straße holt, um sie in die große schwarze Tonne zu werfen.



André Völkel
zu den Bildern von Peter Kröker

Digitale Ohnmacht

In dem Moment, als mein Smartphone ausgeht, fühle ich mich genauso wie mein Akku: Einfach nur leer.

Ich habe zwar den ganzen Tag versucht, mich auf diesen Moment vorzubereiten, doch als es so weit ist, fühlt es sich viel schlimmer an, als ich es mir hab' vorstellen können.

Mein Handy ist aus. Akku leer. Kein Saft mehr. Null Restenergie. Keine Power. Katastrophe.

Wie konnte es nur dazu kommen? Die Antwort ist gleichermaßen simpel und haarsträubend zugleich.

Ich habe gestern Abend das Ladekabel nicht richtig in die Steckdose gesteckt und das Gerät konnte über Nacht nicht laden. So nahm das Schicksal seinen Lauf. Meinen Fauxpas bemerkte ich erst, als ich bereits aus dem Haus war, und mir war direkt klar, dass der Moment kommen würde, in dem es einfach ausgehen wird.

Jetzt ist es also so weit. Aus. Einfach aus. Nur noch ein schwarzer Bildschirm, der mich spöttisch angrinst und mir zu verstehen gibt, dass ich ganz alleine diese Situation zu verantworten habe. Ich bin so ein Trottel. Trotz des Wissens, dass es nicht einfach von alleine wieder angehen wird, drücke ich alle 10 Sekunden auf die große Taste, die sonst das bunte und strahlende Display aktiviert. Doch es bleibt natürlich schwarz.

Meine Gedanken ticken ziellos durch meinen Kopf. Ich schaffe es nicht, auch nur einen der Gedanken zu greifen und zu Ende zu denken. Ich kann mich nicht konzentrieren. Das schwarze Display scheint jetzt auch in meinem Kopf zu sein. Alles wird schwarz. Mein Kinn drückt sich auf meine Brust und meine Hände halten meinen Kopf. Außer eines lauten und grellen Piepens kann ich nichts mehr hören.

Ich weiß nicht genau, wie lange dieser Zustand anhält. Doch plötzlich ist es in meinem Kopf still. Ich öffne meine Augen und nehme meine Umgebung wahr.

Ich sitze auf dem Boden. Mit dem Rücken lehne ich an einer Säule. Ich befinde mich in einer unterirdischen U-Bahn-Haltestelle. Die Halle ist nicht nur voller Geschäfte und bunter Displays, die ununterbrochen blinken, sie ist auch voller Menschen. Aber keiner dieser Menschen beachtet mich oder irgendjemand anderen. Niemand nimmt mich wahr. Jeder, wirklich jeder starrt in sein Handy. Es herrscht menschliche Stille. Keiner redet.

Was nicht heißt, dass es leise ist oder dass es keine Geräusche gibt. Nein, die gibt es. Über Lautsprecher, die überall verteilt sind, säuseln ununterbrochen sanfte Frauen- oder rauchige Männerstimmen die neuesten Produktempfehlungen vor. Unterstützend dazu werden bildgewaltige Fotografien oder Videos auf Leinwänden und Displays abgespielt. Endlos viele Informationen werden im Sekundentakt abgeschossen. Dauerbeschallung. Ununterbrochener Informationsfluss. Informationsüberfluss.

Die Menschen starren nur auf die kleinen leuchtenden Displays, die ihre Gesichter anstrahlen. Jeder ist für sich. Keiner wendet auch nur für einen Augenblick den Blick von seinem digitalen Entertainment-Gerät ab. Es kommt mir so vor, als wäre ich ganz allein in der Halle.

Mir wird bewusst, dass ich normalerweise auch so hier stehe. Auf's Smartphone starrend, ignorant dem Rest der Welt gegenüber. Nur blinkende Lichter oder angeblich wichtige Informationen erhalten meine Aufmerksamkeit. Ich realisiere den Wahnsinn, der mich sonst dazu treibt, immer auf dem neuesten Stand zu sein. Das fühlt sich ekelhaft an. Pervers und ekelhaft.

Doch der Ekel weicht schnell dem Gefühl der Dankbarkeit. Dankbarkeit, erwacht zu sein aus dem Zustand, immer irgendeine Information in mein Gehirn drücken zu müssen. Ich genieße den Moment der Erkenntnis und beschließe, heute nur noch bewusst zu entscheiden, was ich mache. Zumindest heute lasse ich mich nicht von kleinen Bildern, lustigen Sprüchen oder skurrilen Videos treiben.

Ich stehe auf, gehe die Treppen der U-Bahn-Station hoch, um nach draußen zu gelangen. Mal wieder ein Spaziergang durch den Wald, ein Buch lesen oder Freunde treffen. Ich schließe meine Augen, grinse und danke dem Schicksal dafür, dass es mich heute aus meiner digitalen Ohnmacht geweckt hat.

Gisela Schalk
zu den Werken von Achim Farys

Spieglein, Spieglein

Hallo, du da. Du Mischung aus rauem Holz und vergoldeten Narreteien, einmal so und gleich wieder anders. Du brauchst dich nicht für Gott weiß was auszugeben, ich kenne dich, in all deinen Erscheinungsformen.

(Figur B)

Als besonders sympathisch empfinde ich es, wenn du mir schon frühmorgens deine rote Zunge ausstreckst. Oder ist es eine freche, lange Nase, die du mir dann drehst? Egal, in diesen - zugegeben seltenen Momenten - ist der Tag fast schon geglückt.

(Figur D)

Aber viel häufiger treffe ich zu früher Stunde auf diese gekräuselte, traurig zerrissene Hänge-Figur, bei der all das viele Blattgold sich nur als missglückte Verkleidung entpuppt. So etwas verfängt doch bei mir nicht! Ich kenne das raue und trotzdem empfindliche Holz darunter leider zu gut. - Egal, sagst du wieder. Einen Versuch war's wert. -

(Figur C)

Im weiteren Tagesablauf sehe ich dich, mich noch manchmal im Vorübergehen. Meinen flüchtigen Blicken erscheinst du mehrfach geteilt, jetzt nur wenig vergoldet. Dein Alltagsgewand?

Apropos Gold. Was bezweckst du überhaupt damit? Ablenkung von den Falten und Schrunden des Lebens? Oder ist es eine Belohnung, sparsam und gezielt verliehen für eine geistige, in die Zukunft weisende Leistung, für ein fleißiges Bein oder als Trost für eine mühsame und dennoch misslungene Arbeit?

(Figur E)

Raketenförmig fühlen wir uns nachts und sind zumindest vorübergehend eine Ganzheit. Fliegen davon zu hellen und dunklen Träumen, Abenteuern, seltsamen Begegnungen, von denen ich später wenig wissen werde. Aber ganz gleich, was unterwegs geschieht, immer habe ich ein Gefühl der Gewissheit, dass ich heil zurückkehren werde, dass mir nicht wirklich Schlimmes geschieht.

(Figur A)

Woher ich das weiß? Aus meinen vielen Begegnungen mit Kugelauge. Meistens treffen wir uns am späten Nachmittag im Spiegel. Wieder zur Ruhe gekommen, nach den Ver-Rücktheiten des Tages, vereint als ein Objekt, fühlen wir uns stark und allem gewappnet. Wir denken in einem einzigen Gedankenstrom. Gemeinsam sind wir nun in der Lage, die Welt anzugrinsen. Und manchmal grinst sie zurück.



Layout:

Bettina Brökelschen

Karin Jessen

Titelbild:

Karin Jessen

Schreibprojekt:

Idee und Planung

Marika Bergmann (Künstlerin im Atelier21)

Initiative

Gisela Schalk

Korrektorat

Martina Bracke

Fotografische Dokumentation

Marika Bergmann und Uwe Fröhlich

www.atelier21-dortmund.de

Wir danken Katrin Gellermann
vom Kulturbüro Dortmund für
die Begleitung der Ausstellung.



Stadt Dortmund
Kulturbetriebe





Foto: Dan Laryea